

## **Presseartikel zum Georg-Büchner-Preis 2006 an Oskar Pastior**

### **Inhalt:**

- **Tilman Krause, Die Welt, 15. Mai 2006**
  - **Dorothea von Törne, Die Welt, 15. Mai 2006**
  - **Oliver Ruf, taz, 15. Mai 2006**
  - **Martin Lüdke, Frankfurter Rundschau, 15. Mai 2006**
  - **Volker Weidermann, Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung, 14. Mai 2006**
  - **Thomas Steinfeld, Süddeutsche Zeitung, 15. Mai 2006**
-

**Tilman Krause, Die Welt, 15. Mai 2006**

## **Büchnerpreisträger Oskar Pastior**

Geboren 1927 in Hermannstadt (Rumänien). Besuchte dort das deutsche Gymnasium. 1945 bis 1950 in einem Arbeitslager zum «Wiederaufbau der Sowjetunion». 1960 bis 1968 Rundfunkredakteur für deutschsprachige Inlandssendungen in Bukarest. 1964 erster Lyrikband «Offne Worte». 1968 Flucht in die Bundesrepublik. Lebt in Berlin-Charlottenburg. Erste Veröffentlichung im Westen 1969: «Vom Sichersten ins Tausendste» (Gedichtsammlung). Seither zahlreiche Lyrikbände von großem Formenreichtum und experimentellem Elan. Am bekanntesten wurden «Hörlicht. Sechzig Übertragungen aus dem Frequenzbereich» (1975), «Anagrammgedichte» (1985), «o du roher iasmin. 43 intonationen zu <harmonies du soir> von Charles Baudelaire» (2002). Oskar Pastior, Kultautor einer Minderheit, erhielt bereits viele Preise, zuletzt den Walter-Hasenclever-Preis (2000), den Peter-Huchel-Preis (2001) und Erich-Fried-Preis (2002).

## **Gekrönter Spieler**

Witz, komm raus, du bist umzingelt! Jawohl, umzingelt ist der begnadete Sprachspieler, der große Formenverschieber, der geniale Lautdichter Oskar Pastior seit langem schon. Umzingelt von jenen Auguren, die ihm das Etikett «Kultautor einer Minderheit» verpaßt haben. Umzingelt auch von Preisen und Würden sonder Zahl, zu denen sich nun, als krönender Abschluß, die renommierteste der deutschen literarischen Auszeichnungen, der Büchnerpreis, gesellt. Kann da der Witz noch rauskommen? Der Witz, jenes anmutige Gebilde, das äußerster Behutsamkeit bedarf, dessen Leichtigkeit, Flüchtigkeit, Luftigkeit nur allzu schnell erdrückt wird von der Bürde der Würden? Die Frage darf man sich stellen, wie man ja auch problematisieren kann, ob man mit Kanonen auf Spatzen schießen sollte.

Oskar Pastior besitzt das große Verdienst, für eine literarische Kultur wie die unsere, die Botschaften, Inhalte, Gesinnungen favorisiert, das Formale zurückerobert zu haben. Virtuos handhabt er seit Jahrzehnten Anagramm und Palindrom; Sestinen und Sonette. Er ist auch ein achtbarer Vortragskünstler, und wer ihn einmal gehört hat, wie er mit seinen weichen rumäniendeutschen Melismen Wort- und Lautmalereien in den Raum stellt, der hat eine gute Zeit gehabt. Jedoch der Büchnerpreis?

Warum wird bei uns das Anarchische und Abseitige so gern in den Rang des Repräsentativen erhoben? Keine Frage, Verse wie die folgenden sind von großem Reiz, aber die Grenzen zu einem selbstverliebt-kindlichen Unsinn werden denn doch überschritten: «Mi mitsch mig / Omykron / mi mitsch mig / phoran atzan Grom // Moize myon Grom / Mimozeron / phoran gyan Tom».

Merseburg goes Dada? Da doch lieber den Original-Zauberspruch, denn der bedeutet etwas.

Oskar Pastior mag ein legitimer Nachfahr jener großen literarischen Aufbruchsbewegung sein, die in den zwanziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts erstarrte Sprachkonventionen auf lustig verspielte Weise zum Tanzen gebracht hat. Die französische Vereinigung «Oulipo», der er angehört, versucht, diesen kritischen Impuls in die Gegenwart hineinzuretten. Aber «Oulipo» wird doch auch schnell zu «Oulipipi».

---

**Dorothea von Törne, Die Welt, 15. Mai 2006**

## **Höricht und Gimpelstifte**

*Der rumäniendeutsche Lautlyriker und Dada-Nachfahre Oskar Pastior erhält den Büchnerpreis des Jahres 2006.*

Oskar Pastior ist unter den Dichtern der Moderne derjenige mit dem ausgeprägtesten Klangbewußtsein und dem intelligentesten Humor. Mit mehr als dreißig Büchern hat er Furore gemacht.

Der 1927 in Hermannstadt (Rumänien) geborene Sohn einer siebenbürgisch-deutschen Familie von – wie er es nennt – «selbstverständlichem Bürgertum» begann «Offne Worte» (Bukarest, 1964) zu publizieren, schlug sich durchs «Höricht» (1975), widmete sich der «Fleischeslust» (1976), um alsbald im Literarischen Colloquium in Berlin «Tangopoeme» (1978) zu kreieren, «Krimgotische Fächer» (1978 und 1985) in Erlangen, dann «Wechselbälger», «Sonetburger», «Gimpelstifte» – so die Titel diverser Gedichtbände von ihm.

Seine «Lesungen mit Tinnitus» entdeckte 1986 der Carl Hanser Verlag, der elf Jahre später auch das «Hören des Genitivs» Pastiorscher Tonlage ermöglichte. Seit 2000 entsteht dort auch die große Werkausgabe des Dichters.

Kaum zu glauben, daß jemand, der 1945 zur Zwangsarbeit in die Sowjetunion deportiert wurde, der drei Jahre Militärdienst ableistete und als Betontechniker in einem Baubüro sein Dasein fristete, sich bald mit umwerfenden Anagrammen wie «Urologe küßt Nabelstrang» in bundesdeutsche Ohrmuscheln einsang. Da hatte er ein fünfjähriges Studium der deutschen Sprache und Literatur an der Universität Bukarest absolviert, als Redakteur beim Rumänischen Rundfunk gearbeitet, ein sechsmonatiges Arbeitsstipendium des Berliner Senats erhalten und lebte seit 1969 als freier Schriftsteller in Berlin. Seine Lesungen dort und im ganzen Land sind legendär gewordene akustische Auftritte.

Pastior ist der Vater der literarischen Performance. Man höre die CDs von Urs Engeler Editor, Basel/Weil am Rhein/Wien, auch die mit Pastiors Gedichten zu Charles Baudelaire und Velimir Chlebnikow, den er übersetzt hat, wie übrigens auch Petrarca, Gellu Naum, Gertrude Stein und andere.

Wer, außer Pastior, duzte je, derart vom Nonsens gepackt, sein Alter Ego? Komisch, unterschwellig angriffslustig und mit liebenswertem Ingrimm führt Pastior seine Wort-Karikaturen auf einem anderen Frequenzbereich als dem einer hirngewaschenen Sprache durch das Instantsystem der Grammatik. Mit «Heulern aus der Themenschwemme» wollte der Autor nie dienen.

Dennoch blitzt aus vermeintlich himmelschreiendem Nonsens unvermutet auf, was man ins Gehege von Kulturgeschichte, Historie und Politik verbannt wähnt: Definitionen von Heimat, Tradition, kulturellem und geschichtlichem Gedächtnis. Die in Duzlaune versetzten Leser und Zuhörer folgen voller Vergnügen dem Sprachfeuerwerk des Meisters. Er läßt sich nicht festnageln auf eindeutige Aussagen oder Suche nach außersprachlichem Sinn. Der einstige Kistennagler aus Siebenbürgen macht lieber Nägel mit Köpfen.

Als lebendige Wesen schickt er sie durchs Wörterdickicht: das Sinnesorgan Anagramm, die freundlichen Lautgruppen und die prallen Troubadoure. Vor allem aber die Palindrome, also Wortfolgen, die vor- wie rückwärts gelesen Sinn ergeben.

Oskar Pastior muß man hören. Erst im lautmalerischen Schnurren, bei dem Sprach- und Sprechstrukturen zu erkennen sind, werden Denkweisen entlarvt. Raffiniert lockt der Dichter die Liebhaber alter literarischer Formen in das «Höricht» seiner mehrbödigen Klang-Rhythmus-Räume. Von «Johann Wolfgang Regelstau» bis «Hokuspokus Homer» verquirlt er die Ereignisse der Literaturgeschichte neu.

«Ich ist ein anderer» heißt es – mit Arthur Rimbaud – seit nunmehr 135 Jahren. Die immer noch andauernden angestregten Diskurse läßt Pastior weit hinter sich, um sich ganz dem Vergnügen zu widmen: der listigen Demontage vermeintlicher Wahrheiten über «das Gedicht» und das darin vagabundierende «Ich».

Die lyrische Daueridentitätskrise ist für ihn ein gefundenes Fressen. Das Spiel mit den Masken treibt er ins Absurde, vertauscht dabei Subjekt und Objekt, Leser und Gedicht, würzt es obendrein ironisch mit Wissenschaftsjargon. Die Behauptung «Das Gedicht gibt es nicht» kehrt sich gegen den Sprecher selbst. Er blickt in den Spiegel des Textes und sieht sich plötzlich janusköpfig. Alle Besitzer von mit «Zero-Phonemen» gefoppten Ohren gratulieren dem Meister zur Verleihung des mit 40 000 Euro dotierten Georg-Büchner-Preises, der ihm am 21. Oktober in Darmstadt überreicht werden wird.

---

Oliver Ruf, taz, 15. Mai 2006

## Poesie als Letterkehr

*Wechselbälgerisch im Weinberg der Worte: Der Georg-Büchner-Preis geht in diesem Jahr an den aus Siebenbürgen stammenden Sprach- und Lautartisten Oskar Pastior.*

Von Raoul Hausmann stammt die «Phonetische Erklärung», dass kein Dichter Gedichte machen kann, wie das die Leute tun, sondern indem er Gedichte «hör-spricht» mit Vokalen, Konsonanten und Diphtongen: «Sie müssen Buchstabenlaute machen / Sie müssen sie aussprechen / Sie müssen sie zwischensprachlich machen.» In diesem Zwischenbereich der Sprache wuchert und prangt der «Grübel»-Garten des Letterartisten Oskar Pastior. Aber anders als Hausmann, der die «Schlüsselaussprache des alten Latein» favorisierte, schöpft der 78-jährige Pastior sein Wort- und Lautreservoir, seinen «krimgotischen Fächer», aus einer bunteren Aussaat: Sein «Mützentausch der Buchstaben» vermischt Klangmaterialien siebenbürgerisch-sächsischer Mundart mit Sedimenten aus archaischem Alt-, Mittel- und Neuhochdeutsch und enthält dazu reichlich Spuren slawischer, romanischer und englischer Herkunft.

Anders gesagt, der kleine schiefe Schritt zur Seite wird in einem «kraus waldigen und ondulatorischen» Sprachdickicht für das Unterschiedene, die Differenz im Sprachbewusstsein optimiert; während Pastior den Sprachkörper befühlt und bepflanzt, beschneidet und begießt, entstehen – seit nunmehr über vier Jahrzehnten – kontrolliert wild wachsende Zuneigungen zum Text. Oskar Pastior ist der Prototypus des minutiös harkenden, gezielt aussäenden Gärtners. Er ist ein fähiger Züchter, der es bravourös versteht, seine Aufzucht magisch hochzupäppeln: «Heraufbeschwören, zitieren, vorführen, beim Wort nehmen, es am Beispiel packen, es übersetzen, übertragen, verteidigen und hochhalten.»

Geboren am 20. Oktober 1927 in Hermannstadt wurde aus dem Rundfunkredakteur und «Kistennagler» der große Sprachmagier unserer Gegenwart. Seitdem der Student Pastior in den Fünfzigerjahren des 20. Jahrhunderts mit der europäischen Moderne vertraut wurde, arbeitet der hagere Mann mit dem akkuraten Schnurrbart und den halben Gläsern am sprachmystischen Furor seiner Werke. Zu Ostern 1968 machte er sich auf zu seiner letzte Reise durch Rumänien, von Bukarest nach Wien; im Westen geht er seither – ausdauernd – seinen ungewöhnlich arabischen poetischen Weg.

Die lyrischen Vorlieben waren von Anfang an weit gesteckt. Während sich Pastior mit «Gedichtgedichten» (1973), «Übertragungen aus dem Frequenzbereich» (1975) und «Tangopoemen» (1978) als kongenialer Nachfolger der historischen Avantgarde bewährte, der die kompliziertesten Prozeduren für die Erzeugung poetischer Strukturen sich meisterlich zu Eigen machte, empfahl er sich immer eindrucksvoller als originell textendes Talent. Seine «sonetburger» (1983) und «Anagrammgedichte» (1985) illustrieren das Verfahren, das Oskar Pastior leidenschaftlich umtreibt: jene im Sinne der «Oulipo»-Bewegung («Ouvroir de Littérature Potentielle») durchexerzierten Formzwänge, «alphabetische, konsonantische, vokalische, syllabische, phonetische, graphische, prosodische, rimische, rhythmische und numerische» Programme. Carlfriedrich Claus prägte dafür das Wort «Sprachblatt», das weniger ästhetisch oder gar nur sprachlos-emotional genossen als vielmehr durchdacht werden will.

In zahlreichen Veröffentlichungen hat Pastior die sprachspielerischen Evergreens voll permutativem Wucher verfolgt: Palindrom, Pantum, Sestine, Villanella, «Vokalistin & Gimpelstifte». Er demonstriert, wie aus den wohl abseitigsten Gedichtgestalten neue lyrische Funken zu schlagen sind. Poesie als Letterkehr: Das zeitigte Folgen in die Dunstosphäre von Metonymie, Synekdoche, Oxymoron oder auch Metapher. «Wechselbälgerisch», wie Pastior gern zu schreiben pflegt, vollzieht sich diese «textgenerierende Einschränkung mittels Buchstabengewichtung».

In seinen jüngsten Büchern, «Übersetzungen» aus dem Werk des russischen Futuristen Velimir Chlebnikov (2003) und der «Godmother» Gertrude Stein (2004), gelingt es Pastior zu zeigen, was ihm für den Charakter experimenteller Literatur als Spielgarten der Moderne signifikant erscheint.

Er stellt – mit außerordentlicher Meisterschaft – fest, wie «etwas» zu einem Zeitpunkt in der Luft liegt: «In der Tat ist jene Landschaft oder Sprechweise oder Sprachweise immer noch eine Almhütte von Gerüchen, fast ein Chalet.»

Der begabte Rezitator liebt die Sprachbegegnung aller Art – und wir profitieren in reichem Maße von seiner Lust am Textgewebe. Seine intellektuelle Schärfe, die das Wesen der Sprache schlagartig zur Evidenz bringt, hat ihre Wurzeln in humorigem Temperament. Als offizielles Echo erhält Oskar Pastior in diesem Jahr den Georg-Büchner-Preis, die bedeutendste deutsche literarische Auszeichnung, für seine Arbeit im Weinberg der Worte. Ein kluger Nachhall. Also: Gratulation!

---

**Martin Lüdke, Frankfurter Rundschau, 15. Mai 2006**

## **Büchner-Preis für den Sprachmagier Oskar Pastior**

Eine wunderbare, eine überfällige und eine überraschende Entscheidung. Wer Oskar Pastior auch nur einmal erlebt hat, lesend, die Brille vorn auf der Nasenspitze balancierend, wer diese freundlich leise, warme, doch klare, etwas fremdartig klingende Stimme gehört hat, wer gesehen hat, wie seine Oberlippe mitsamt dem kleinen Bärtchen beim Schnurren der Vokale zu vibrieren beginnt, wer also durch ihn erfahren hat, dass Dichtung lebt und atmet, dass die Worte klingen und der Sinn flirrt, der muss sich mit ihm freuen. Kein Dichter, der zurückhaltender in seinem Auftreten, bescheidener in seinem Wesen, sympathischer in seiner ganzen Erscheinung wäre. Und konsequenter, kompromissloser, aber auch phantasievoller in seiner Arbeit.

Klaus Ramm, der Bielefelder Literaturwissenschaftler, der erst Pastiors Lektor, später sein Verleger wurde, und bis heute sein Herausgeber, Freund und selbstloser Förderer geblieben ist, machte uns einst, vor etwa dreißig Jahren auf etwas ungewöhnliche Weise bekannt. Ramm wollte, vermutlich während der Frankfurter Buchmesse, bei uns im Fernsehen ein Fußball-Länderspiel sehen. Er brachte unangekündigt seinen Autor mit. Eine leicht peinliche Situation. Denn Pastior interessierte sich nicht für Fußball. Er kannte die Regeln nicht, verstand nicht das Spiel. Er saß nur da. Stumm, die ganze Zeit über, wie ein Inbild gelebter Humanität. Er saß da, blinzelte gelegentlich über seinen Brillenrand, und lächelte, verständnisvoll, auch wenn wir, unsere Kinder voran, schrieten, klagten oder hemmungslos jubelten.

Damals, auf der Buchmesse, hatte Ramm seinen Verlag stets bei sich. Er ist buchstäblich mit einem Bauchladen herumgelaufen. Wenn man ihn traf, es war fast unmöglich, ihm zu entgehen, dann musste man kaufen. So kommt es, dass ich die frühen Pastior-Bände, etwa Gedichtgedichte (1973), Hörlicht (1975), An die Neue Aubergine. Zeichen und Plunder (1976), Der Krimgotische Fächer (1978), Wechselbalg (1981), auch heute noch besitze.

### **Korrektiv gegen die fortschreitende Konventionalisierung**

Und deshalb habe ich mich jetzt über die Entscheidung der Akademie für Sprache und Dichtung, Pastior den Büchner-Preis zu verleihen, richtig geärgert. Vor dreißig, auch noch vor zwanzig Jahren wäre es eine mutige Entscheidung gewesen. Sie hätte nicht nur dem Autor geholfen, der stets in äußerst bescheidenen Verhältnissen gelebt hat. Sie hätte vor allem der Literatur gedient. Als – dringend notwendiger – Verstärker seiner leisen Stimme. Als Korrektiv gegen eine immer weiter fortschreitende Konventionalisierung. Als Gegengewicht zu Reich-Ranickis Forcierung des gesunden Menschenverstandes in unserer Literatur und ihrer Kritik.

Pastior ist für sein Lebenswerk unzweifelhaft zu rühmen. Nicht aber die Akademie für diese zu späte Entscheidung.

Doch nehmen wir es mit dem Dichter: «denn sinn gibt auch, was sinn nimmt uns sinn gibt was auch sinn nimmt».

Oskar Pastior, 1927 in Hermannstadt, Siebenbürgen, in Rumänien geboren, wuchs in einer vielsprachlichen Umgebung mit dem altertümlichen Deutsch seiner Vorfahren auf. Dieser Mehrsprachigkeit verdanke er nicht nur die Einsicht in seine Schreib-Möglichkeiten, sondern vor allem die «Aufweichung des normativen Denkens». 1945, nach dem Einmarsch der Roten Armee, wurde er deportiert. Fast fünf Jahre verbrachte er in russischen Arbeitslagern. Zurückgekehrt, konnte er während des Militärdienstes sein Abitur nachmachen und danach studieren. 1968 floh er in den Westen. Seit 1969 lebt er in Berlin. Und arbeitet – an der Sprache, mit der Sprache. «Mein Ernst ist wohl sehr kindlich, ähnlich dem Spiel gebrannter Kinder.»

## Mit den Regeln der Sprache gegen ihre Regeln operierend

Im Hebräischen liest man von rechts nach links, im Deutschen umgekehrt. Pastior lässt sich oft von beiden Seiten lesen. Das heißt: Er arbeitet wie ein Bastler, der entwirft, plant, baut und tüfelt. Zugleich geht er wie ein Stratege mit ihr, der Sprache, um, lässt die Wörter wie Truppen auftreten, antreten und marschieren. Dabei nutzt er den Freiraum, der mit jedem neuen Befehl neue, überraschende Konstellationen entstehen lässt.

Das Ergebnis nennt man Palindrom oder Anagramm, auch Sonetburger, Villanelle oder Gimpelstift. Immer sind es Versuche, mit den Regeln der Sprache gegen ihre Regeln zu operieren, den Identitätszwang der Sprache aufzubrechen und den kleinen, oft nur winzigen Spalt zu treffen, der das Gesagte vom Nicht-Gesagten trennt, den Spalt, in dem bislang verborgene, unterdrückte Bedeutungen aufscheinen oder sichtbar werden. Hinter dieser Sprach-Arbeit steckt, wie hinter jeder großen Dichtung, ein romantisches – vielleicht eher noch mystisches – (Miss-)Verständnis von Sprache. Die Worte, die Pastior scheinbar als bloßes Material nimmt, sind doch stets aufgeladen mit der Eichendorffschen Hoffnung, die Welt zum Singen zu bringen, indem wir das Zauberwort treffen.

Ganz nahe kommt Pastior dieser Vorstellung, wenn er seine Gedichte selbst liest. Dann wird es, wie ich einmal las, «Frühling im Kopf», oder, wie einer seiner Vorfahren, Eugen Gomringer, meinte, ein «Erlebnis»: «Ich höre ihm gerne zu. / Ich schweife dabei leicht ab / und fühle mich in einen / Basar versetzt, wo der Blick / über seltene, mit Witz / arrangierte Pretiosen gleitet. / Ich vernehme Timbre und Schalk / der Stimme mehr als ich / den Worten und ihren Wandlungen / zu folgen vermag. / Der Mann fasziniert mich.» Zurecht! Denn: «ein zarter aal ist zäher als ein wüster abt».

---



## **Büchner-Preis für Oskar Pastior**

### **Der Wortschatzmagier**

Hinein, hinein in die Welt dieses Wortentdeckers, dieses eifrigen Aufdeckers immer neuer Sprachmöglichkeiten, dieses Reisenden im Buchstabenall, dieses Experimentaldichters, Avantgardisten, Traditionsdichters, Traditionsbewahrers, Formenkünstlers, Vorausdichters, der aus einem einzigen Wort immer neue, immer erstaunlichere Klänge und Bedeutungen herauszupoetisieren vermag, hinein in die Welt des Dichters Oskar Pastior.

Ein altes Bürgerhaus im Herzen West-Berlins, zwei große Spiegel im Treppenhaus sehen sich an, ein Verleger eilt die Stufen hinab und ruft «Ah, die Ablösung» und eilt weiter. Zweiter Stock, Pastior öffnet, die Hand schnellte zu einer kraftvollen Begrüßung hervor, sein graues Haar wächst in den Himmel, in der Mitte des Nasenrückens ist eine Lesebrille festgewachsen, über die wache, schnelle Augen in die Welt hinübersehen.

### **Fünf dicke Kladden für seine Lager-Geschichte**

Pastior wohnt hier zur Untermiete bei einer Galeristin, seit über zwanzig Jahren schon, in einem Zimmer, in das wir sogleich abbiegen. Bücher, Bücher und jede Menge Leitz-Ordner an den Wänden, seitlich ein flokatibedecktes Bett, in der Mitte ein Schreibtisch mit zwei Schreibmaschinen, dahinter ein leinener Vorhang, der einen Erker abtrennt und mühsam die Sonne aus dem Zimmer drängt. Wir setzen uns an einen Resopaltisch, der Besucher darf auf einer Art Thron aus dunklem Holz Platz nehmen, und Pastior sagt: «Ich hoffe, er wackelt nicht zu sehr.» Später wird er erklären, daß auf diesem Stuhl sonst immer die Schriftstellerin Herta Müller sitzt, die wie er aus Rumänien stammt, einmal die Woche sitzt sie hier, so von drei Uhr bis um zehn, und sie schreiben gemeinsam an einem Roman über die Zeit seiner Deportation, als er, im Januar 1945, «auf der Liste» stand und aus Siebenbürgen in die Sowjetunion deportiert wurde, um fünf Jahre lang in einem Lager im Donbass, in der heutigen Ukraine, in einer Kokserei zu schufteten. Das schreiben sie auf, das heißt, sie schreibt, er erzählt, fünf dicke Kladden sind schon voll, er holt sie gleich mal her, mit Zeichnungen der Lagerpläne, immer wieder neu, mit blauem Kugelschreiber, ganze Seiten durchgestrichen, lange arbeiten sie schon daran und sind noch lange nicht fertig. Herta Müllers Mutter war in genau so einem Lager, nicht weit von Pastior, sie hat ihr nie davon erzählt. Jetzt erzählt ihr Pastior.

### **Mit vierzig ließ er alles zurück**

Er ist ohnehin gerade tief in seine dichterischen Anfänge verstrickt aus der Zeit, damals, als er 1949 in seine siebenbürgische Heimat zurückkehrte, sofort für drei Jahre zur Armee eingezogen wurde und dort das Abitur nachmachte, später als Reporter einer deutschsprachigen Radiosendung arbeitete und zu dichten begann. Das Sprachspielerische, das «Pastiorsche» all der späteren Dichterjahre stand damals noch nicht im Vordergrund, viele Aufbaugedichte im Sinne des neuen Sozialismus waren dabei, Kompromisse immer wieder, um gedruckt zu werden. Die Wiederbegegnung mit diesen Anfängen ist ihm nicht angenehm, von der Werkausgabe, die zur Zeit beim Hanser-Verlag erscheint, hat er zunächst die Bände zwei und drei publizieren lassen, der erste fiel ihm schwer. «Es ist soviel Schund dabei», sagt er jetzt, aber er wollte auch nicht als Werkbereiniger dastehen, der seine Anfänge verleugnet, also hat er vieles aufgenommen in den ersten Band, der im August erscheinen wird: «Die Schmelzer am Kommandopunkt bewegen / Hebel und Signale der Nützlichkeit, / füllen Sterne gebärende Schmelzpfannen mit / glühenden Früchten». Ist das der Pastior, den wir kennen? Nein. Und ja. In kleinen Worten findet er sich schon.

Jetzt erzählt er von den rumänischen Jahren als Angehöriger der deutschen Minderheit, vom ersten kleinen Ruhm, ersten Preisen, der Angst vor der Vereinnahmung, den immer größeren Kompromissen. «Mit dem Hammer wird eine Identität in dich hineingehämmert, die nichts mit dir zu tun hat.» Irgendwann geht es nicht mehr. Irgendwann ging es nicht mehr, und er nutzte eine Reise nach Wien, um nicht mehr zurückzukehren. 1968, er war damals vierzig Jahre alt und ließ alles zurück. Von niemandem konnte er sich verabschieden, um die Zurückbleibenden nicht zu belasten. Nicht einmal von seiner Frau.

### **Eine sehr, sehr gute Entscheidung**

Er ging dann schnell nach West-Berlin, das Provisorische der Stadt wäre ihm gemäß, dachte er sich, und so war es auch. Er hat sich nie als Exildichter gesehen, «historisch betrachtet ist heimweh eine historische sache im folgenden weigert sich der weigerer entschieden den exilstern zu tragen», hat er geschrieben. Und die Sprache, die deutsche Sprache, in der er zu Hause ist wie kaum ein anderer, die hatte er ja immer mit dabei. Neben all den anderen, das Rumänische, das Ungarische, schlechtes Lagerrussisch, etwas Französisch, Mittelhochdeutsch, Englisch.

Seine große Sprachfamilie, die sich in vielen seiner Gedichte findet. Wenn er jetzt einige Bände hervorholt, die alle in verschwindend kleinen Auflagen erschienen sind, und sie mit seiner unvergleichlichen, weichen, singenden, fließend-betonenden Stimme vorträgt, ist man in einer anderen Welt. Und wenn er jetzt das scheinbar für immer Unverständliche erläutert, hier auf einen rumänischen Wortstamm verweist, dort aufs Althochdeutsche, kommt man dieser Sprachenwelt näher und immer näher.

Stolz und konzentriert erläutert er immer neue, immer kompliziertere Gedichtssysteme, immer neue Wörter, die er in ihre Kerne zerlegt und zu immer neuen Bedeutungen immer wieder neu zusammensetzt, um alle Möglichkeiten zu erfassen und jeden Tag die Lücke etwas enger zu machen zwischen der Sprache und der Wirklichkeit. Das ist ein Ziel des Dichters Oskar Pastior. «Das ist ein kleines Stück Glück», sagt er.

Dann ist der Besuch vorbei. Eine schöne Katze mit grau leuchtendem Fell schnurrt plötzlich heran. «Na, Max», sagt Pastior, und daß er immer das Gefühl des Ungenügens habe nach solchen Gesprächen, immer das Gefühl, nicht alles gesagt zu haben. Dann schnellt die Hand wieder hervor, und wir verabschieden uns. Sollte sich die Akademie für Sprache und Dichtung heute für Oskar Pastior als Träger des bedeutendsten deutschen Literaturpreises des Jahres 2006 entscheiden, hätte sie sich sehr, sehr gut entschieden.

---

**Thomas Steinfeld, Süddeutsche Zeitung, 15. Mai 2006**

### **Man sieht die Fesseln, wie sie fallen**

*Der noch immer wichtigste Preis, den ein deutschsprachiger Dichter erhalten kann, geht in diesem Jahr an Oskar Pastior – ein Meister der Verwandlung, ein König auf kleinem Raum.*

Von Hans Christian Andersen gibt es ein Märchen, das «Schlammkönigs Tochter» heißt. Es erzählt von einer ägyptischen Prinzessin, die ihren kranken Vater retten muss. Das geht nur mit Hilfe einer Moorblume, die im fernen Norden wächst. Sie reist, Tage, Wochen, gehüllt in ein Schwanenkleid, begleitet von zwei anderen, wie sich erweist, bösen Prinzessinnen, die ihr das Flugkostüm rauben und zerstören.

Da versucht sie zu fliehen, über das Moor, aber es geht nicht, denn der Schlammkönig kommt und zieht sie in die Tiefe. Als menschliche Sumpflüte steigt sie danach wieder ans Licht – und blüht, üppig, bunt, fremd, solange Tag ist. Des Nachts jedoch beweint sie als Frosch ihre rohe Natur.

Oskar Pastior kennt Hans Christian Andersen gut. Im Gedicht «waldschleimhäute», dem ersten in seinem Band «Villanella und Pantum» aus dem Jahr 2000, lässt er ein seeländisches «Andersenserail» auftauchen.

Es geht in diesem Gedicht vor allem um Pilze, um die Erde auf der Bühne von Peter Steins Inszenierung der «Sommergäste» aus den frühen siebziger Jahren, um «Humus» und «Hauff», um das Ineinander- und Auseinanderwachsen der Rhizome und Pilze, dieses Hinausschießen eines Wurzelgeflechts in die bizarren Gestalten von «Totentrompeten» und «Taschentäublingen» – und um eben jenes «Andersenserail», das eine Art Summe aller Metamorphosen zu sein scheint: «mir ja fungieren sie wenn sie fungieren».

### **Mein Diwan riecht Mais**

Es muss mehr als ein Zufall, es muss ein gewolltes Zusammenführen von Lebensmotiven sein, dass Oskar Pastior nun ausgerechnet in Kopenhagen, auf der Frühjahrstagung der Darmstädter Akademie, der Georg-Büchner-Preis zugesprochen worden ist, der noch immer wichtigste Preis, den ein deutschsprachiger Dichter erhalten kann.

Nicht, weil Oskar Pastior Märchen erzählen würde, nein, er tut alles andere als das. Und doch: Gemeinsamkeiten gibt es. In der Unermüdlichkeit, in der Rastlosigkeit des Dichtens etwa. Beide Schriftsteller scheinen eine kleine Industrie für poetische Werke zu unterhalten. In der Leidenschaft für Verwandlungen etwa, Hans Christian Andersen in seinen Figuren, Oskar Pastior in den sprachlichen Formen.

Und schließlich: in der Abgründigkeit ihrer Dichtung. Tut sich unter Märchen Andersens eine bürgerliche Hölle auf, voller Schmerz, Einsamkeit und Verlust, so rutscht einem in Oskar Pastiors Gedichten gleich die ganze Sprache weg – tatsächlich ist sie eine Art Sumpf, und wer glaubt, trocken und heil hinüberlaufen zu können, der irrt, denn schon zieht ihn der Dichter, mit irgendeinem Schlammkönig im Bunde, nach unten.

Oskar Pastior gehört seit Jahrzehnten zum festen Bestand der deutschsprachigen Lyrik. So bewegt sein Leben gewesen sein mag, bevor er zum experimentierenden Dichter an der deutschen Sprache wurde, so konsequent auf ein Terrain beschränkt, so zuverlässig und gleichmäßig arbeitet er seitdem in seiner kleinen Berliner Wohnung, und etwa einmal pro Jahr erscheint ein neuer Gedichtband, manchmal sind es auch zwei, andere Arbeiten wie die Übertragungen zu Petrarca nicht eingerechnet.

### **Zwangsarbeiter in der Sowjetunion**

Wie bewegt, schwierig, schwer muss dagegen sein Leben gewesen sein, bevor er, der zur deutschsprachigen Minderheit im rumänischen Siebenbürgen gehörte, 1968 einen Studienaufenthalt in Wien nutzen konnte, um in die Bundesrepublik zu fliehen.

Im Jahr 1927 geboren, wurde er bei Kriegsende als Zwangsarbeiter in die Sowjetunion deportiert, war, nachdem er 1949 in seine Heimatstadt Sibiu zurückgekehrt war, Kistennagler und Bauarbeiter. Erst auf Umwegen hatte er zu einem Germanistikstudium und einer Existenz als Rundfunkredakteur gefunden. Nebenher dichtete er, aber staatstragend und für den Gebrauch im Sozialismus. Oskar Pastior ist, seitdem er sich im Westen befindet, eine Fachkraft für das systematische Verrücken von Sprache, für ihre Zählung, Neuordnung, Unterwerfung unter die entlegensten, gesuchtesten Strukturen. Hat nicht schon der vertraute Umgang mit der Sestine – sechs Strophen zu je sechs Zeilen und eine dreizeilige Schlussstrophe – etwas von scholastischer Gelehrsamkeit. Und Oskar Pastior kennt und beherrscht noch ganz andere lyrische Muster: das Pantum zum Beispiel, eine malaiische Form des Kettengedichts in Vierzeilern, wobei die zweite und vierte Zeile der einen Strophe jeweils als erste und dritte der folgenden auftauchen. Oder die Villanella, eine sizilianische Tanzliedform aus dem sechzehnten Jahrhundert: fünf Dreizeiler und ein Vierzeiler, die so verknüpft werden, dass die erste und dritte Zeile der ersten Strophe jeweils alternierend die letzte Zeile der folgenden Strophen bilden. Gemeinsam schließen sie die vierzeilige Strophe ab. Das klingt dann so: «Mein Diwan riecht Mais aus mürben Maroni. / Essiggurken wehrt Ariels Muttermund – flink / entert Haiku in Tilsits wahlweisem Brie. // Abschlammt der Denkfleck – bereits Sellerie / stört den Sommersultan dran: Weh dem Hering! / Mein Diwan riecht Mais. Aus mürben Maroni.» Und so geht das fort.

### **Komische Gedichte**

Dass man dergleichen oft und lange lesen und dabei Genuss empfinden kann, wird niemand behaupten – selbst wenn es sehr komische Gedichte von Oskar Pastior gibt, wie etwa seine Umdichtungen von Wilhelm Müllers «Winterreise», die er nummerierte, teilte und jeweils auf einen Aspekt zuschnitt, sodass aus dem «Leiermann» eine Variationenkette zum Thema «was es nicht gibt» wird. Das wirkt durch die Fallhöhe, durch das Unterlaufen der Einheit von romantischer Form und volkstümlichem Pathos.

Indessen – selbst die anstrengendsten, schwierigsten Gedichte von Oskar Pastior werden leicht und publikumsfreundlich, wenn man sie liest, vor allem: wenn er sie liest. Das ist bekannt und viel gewürdigt worden, als Musikalität seiner Sprache und selbstverständlich auch als Ausdruck von Subversion, von anarchistischer Gesinnung, vom Erschließen neuer Bedeutungsschichten. Tatsächlich aber findet hier noch etwas anderes statt: Denn warum unterwirft sich der Dichter immer wieder den strengsten Schemata, um danach immer wieder seiner Befreiung von allen Schemata durch die Inszenierung von Unsinn zu zelebrieren. Doch nicht, weil er ein Schelm ist, sondern weil diesem Moment der Befreiung etwas tief Philosophisches und Schönes anhaftet: Man sieht die Fesseln, wie sie fallen, und deswegen hat dieses Dichten auch wenig mit historischen Schulen des verweigerten Sinns wie Dada oder Surrealismus zu tun als mit dem Handwerk eines Entfesselungskünstlers.

Vielleicht ist Oskar Pastior deshalb so unermüdlich im Auffinden von immer neuen Mustern, und vielleicht verbirgt sich darin auch die eine, zentrale, ebenso politische wie persönliche Erfahrungen, einer Diktatur – und was für einer! – entronnen zu sein.

### **Eine andere Gestalt**

Die Darmstädter Akademie hat, als sie den Büchner-Preis ihrem langjährigen Mitglied Oskar Pastior zusprach, eine richtige, aber keine spektakuläre Entscheidung getroffen. Fast achtzig Jahre ist Oskar Pastior nun alt, seine Arbeiten runden sich zum Lebenswerk, die Auszeichnung ist ein angemessener Ausdruck dafür.

Und doch wünscht man, dass sich dieses Leben, dieses Verhältnis zur Sprache, dieses Dichten noch in einer anderen Gestalt verdichtet, dass es sich in eine selbstständige, frei tragende Form verwandelt. Hoffnung darauf gibt es: Denn zusammen mit seiner Kollegin Herta Müller, der ebenfalls aus Siebenbürgen stammenden Prosaistin, schreibt er gegenwärtig an einem Roman, der

von seinem Leben zwischen den Jahren 1945 und 1949 handeln soll, vom Überleben in der Deportation.

### **Auszeichnung für Johannes Fried**

Von ähnlicher Besonnenheit wie bei der Zuerkennung des Büchner-Preises zeigt sich die Darmstädter Akademie bei der Vergabe der kleineren Auszeichnungen: Der Sigmund-Freud-Preis für wissenschaftliche Prosa geht an Johannes Fried, den Professor für Mittelalterliche Geschichte an der Universität Frankfurt, der sich in jüngerer Zeit vor allem mit dem Zusammenhang zwischen Geschichte und Erinnern oder Vergessen beschäftigt.

Und der Johann-Heinrich-Merck-Preis für Essayistik geht an Eduard Beaucamp, den langjährigen Kunstkritiker der Frankfurter Allgemeinen Zeitung . Alles in allem: gute Entscheidungen in diesem Jahr, aber im nächsten wollen wir dann doch wieder etwas Verwegeneres haben. Doch, halt – es ist schön, Oskar Pastior, diesen Dichter des Entlegenen, diesen Verfertiger von Sumpflüthen der deutschen Sprache, im Kleid eines Schwans aus Kopenhagen zurückkehren zu sehen.

---